

denn doch zu arg. Hoffentlich werden wir so etwas nie mehr wieder erleben, und wenn unsere Regie in der ohnedies seltenen Don Juan-Vorstellung schläft, so möge man ihr die zu dieser Function nöthige Mühe im wohlverdienten Ruhestande gönnen.

R. W.

Im Kaimundtheater ist ein junger Wiener, Herr Rudolf Holzer, mit zwei Stücken vor das Publicum getreten; sie heißen „Heimkehr“, eine dramatische Studie, und „Schlingen“, eine moralische Komödie. Jenes ist ein schlechter Ganghofer und hat also auch riesig gefallen. Dieses ist ein guter Hartleben und hat also auch den Jörn aller Philister erregt, der dumme Kerl von Wien ist ganz rabiat gewesen. Jenes spielt im Gebirge und handelt einen crassen Fall auf eine rohe und banale Art ab, aber doch mit einer ungemeinen Nervosität. Dieses spielt in der Stadt unter jungen Leuten, wie sie jetzt sind. Es ist eigentlich kein „Stück“, es legt bloß ein paar Scenen hin, aber diese sind von einer sehr hübschen Ironie. Der ersten Liebescene würde sich Donnay oder Bracco nicht zu schämen brauchen; in ihr kündigt sich ein Dichter an. Er wird freilich noch manches lernen müssen, er weiß sein Metier noch nicht, aber dafür hat er, was man nicht lernen kann: er hat Poesie. Im ersten Stück ist Fräulein Hetsch aufgefalle, ein glänzendes Talent aus der Schule von Arnau. Im zweiten sind Fräulein Haerberle und Herr Burg sehr gut gewesen.

S. B.

Im sechsten philharmonischen Concerte spielte Herr Fritz Kreisler das D-moll-Biolin-Concert von Max Bruch. Es ist keine besonders hervorragende Composition, aber Herr Kreisler könnte bei seiner eminenten Vortragskunst manchen Erfolg damit erzielen, wenn er nicht den Fehler hätte, beständig zu distonieren. Die Ursache davon war nicht so sehr Fehler im Griff der Hand, als ein Fehler in der Stimmung. Sein Spiel distonierte mit dem Orchester constant um denselben Grad, von Anfang bis zu Ende. Ich erinnere mich nicht, einer derartigen Erscheinung jemals begegnet zu sein, aber mir war damit jede Freude an der Leistung unmöglich geworden.

Herrn Eugen Gura brauche ich als vorzüglichsten Interpreten Löwe'scher Balladen nicht erst vorzustellen. Neu war der Vortrag einiger Lieder von Hugo Wolf, die mir von Concert zu Concert besser gefallen und trotz ihrer im ersten Moment überraschenden Harmonien immer natürlicher vorkommen. Ich glaube, dass auch das Publicum diesen Eindruck erhalten wird, wenn es sich nur die Mühe nimmt und Gelegenheit hat, sich damit abzugeben. Einen bedeutenden Antheil an dem diesmaligen Erfolge der Wolf'schen Lieder hatte Herr Gura, dessen wunderbarer Vortrag und grandiose Tonbildung mitunter geradezu überwältigend wirkten. Da merkte man erst, was in Liedern wie „Verborgenheit“ und „Bitterrolf“ eigentlich steckt. Die mit köstlichem Humor vorgetragene „Begegnung“ musste wiederholt werden. Auch Lieder von behäbiger Fröhlichkeit, wie die „Fuhrreise“, und düstere Stimmungen, wie „Am Winternacht“ (ein Nachstück von tiefstem Gehalt) übten mächtige Wirkungen. Herr Gura that wohl daran, sich in Herrn Prof. Schwarz aus München einen Künstler als Partner mitzubringen, denn wir haben in Wien gegenwärtig niemand, der diese Rolle auch nur annähernd mit solcher Meisterschaft vertreten könnte. Herr Schwarz fand auch mit Solo-Vorträgen wohlverdienten Beifall.

R. W.

Bücher.

Max May: Wie der Arbeiter lebt. Arbeiterhaushaltungs-Rechnungen aus Stadt und Land. Berlin, Carl Heymann, 1897.

Das Studium von Arbeiterhaushaltungs-Rechnungen wirkt mancherlei Nutzen. Wenn sich der Nationalökonom, Verwaltungsbeamte oder Communalpotentat, womöglich mit Zuziehung seiner hoffentlich in der Wirtschaft thätigen Hausfrau, überlegt, wie er wohl mit 1000—700 Mark oder 700—400 Gulden auskommen und wie er das Geld eintheilen würde, so wird er wahrscheinlich milder über die „Begehrllichkeit“ des Arbeiterstandes zu urtheilen anfangen. Außerdem geben solche Arbeiten Aufschluss über den Unterschied der Lebensbedingungen in der Großstadt, in der Mittelstadt, in der Kleinstadt und auf dem Lande. Diesen Unterschied beleuchtet die vorliegende zweite Folge von Arbeiterbudgets — eine erste hat May im Jahre 1891 herausgegeben — ganz besonders gründlich, und das ist ihr Hauptverdienst. Die Beschaffung des Materials hat große Mühe gekostet. Zahlreiche Haushaltungs-Rechnungsbücher haben der Verfasser und seine Freunde versprochen, aber nur 20 brauchbare Rechnungen sind abgeliefert worden. Es ist leicht einzusehen, wie es kommt, dass die Arbeiter und Arbeiterfrauen nur schwer den Entschluss fassen, eine solche Rechnung zu führen, und dass es ihnen noch schwerer fällt, dabei nicht vor Ablauf des Jahres die Geduld zu verlieren; aber es ist für die Vertreter der Staatswissenschaften notwendig, sich darüber Klarheit zu verschaffen, wie das Volk lebt, und darum sollte Max May durch starke Nachfrage nach seiner Schrift aufgemuntert werden, seine Bemühungen fortzusetzen.

Pic. S. Wartenzen Larsen, Pfarrer in Vejby bei Aarhus: Die Naturwissenschaft in ihrem Schuldverhältnis zum Christenthum. Berlin, Reuther und Reichard, 1897.

Die Naturvölker, führt der Verfasser aus, gelangen nicht etwa deswegen zu keiner Naturkenntnis, weil es ihnen an Fähigkeit fehlte, sondern nur deswegen, weil sie die Naturkenntnis schon zu haben glauben. Ihre

Phantasie hat die Natur mit Geistern bevölkert, von denen alle Veränderungen ausgehen, für sie ist die ganze Natur verhext, und bei solcher Auffassung können sie gar nicht daran denken, einem ursächlichen Zusammenhange der Naturerscheinungen nachzuspüren. In diesem Aberglauben, in diesem Bann einer vermeintlich verzauberten Welt sind auch die hochbegabten und arbeitsamen Culturvölker Ostasiens stecken geblieben bis auf den heutigen Tag, und sogar die Hellenen, unsere Lehrer in allen übrigen Dingen, haben sich ihm nicht zu entwenden vermocht; so fest wurzelte der Aberglaube im Volke, dass ihm schon der Versuch, die Geheimnisse der Natur zu ergründen, als eine Antastung der Gottheit und daher als Sacrilieg erschien; als eine Beleidigung des Sonnengottes wurde es geahndet, dass Anaxagoras die Sonne für einen glühenden Körper zu erklären wagte. So war selbst diesem höchstbegabten Volke der Zugang zur methodischen naturwissenschaftlichen Forschung versperrt. Diese ist erst durch den Monothelismus möglich geworden, der die Welt durch einen vernünftigen Geist nach einem vernünftigen Plane erschaffen und geordnet sein lässt, womit schon ausgesprochen ist, dass in ihr Gesetzmäßigkeit herrschen müsse, dass sie also erforschbar sei. Wenn trotzdem noch beinahe 1800 Jahre vergingen ehe es die christlichen Völker zur methodischen Naturforschung brachten, so lag das einerseits an dem barbarischen Zustande, mit dem die Entwicklung der modernen Völker begonnen hat, andererseits an den unüberwindlichen Nesten des Polytheismus im christlichen Europa und an dem blinden Glauben der mittelalterlichen Gelehrten an die Autorität des Aristoteles. Es sind Gedanken Fr. Albert Langes und Dubois-Reymonds, die Larsen, übrigens vollkommen selbständig, ausgeführt hat. Folgenden Ausspruch des genannten großen Physiologen hat er seiner Schrift als Motto vorgelegt: „Die neuere Naturwissenschaft, wie paradox dies klinge, verdankt ihren Ursprung dem Christenthum.“ — e —

A. J. Meier-Graefe: Die Keuschheit. Eine Folge von Romanen über das Liebesleben im neunzehnten Jahrhundert: II. Der Prinz. Berlin, Schuster & Loefler, 1897.

Die Keuschheit wird hier als Problem der Dekadenz und Pervertität gefasst. Doch geschieht dies ganz ohne düstere Nervosität, sogar mit einer freien, feigneuralen Laune. Daher liest sich das Buch leicht und angenehm. Man wird auf die harmloseste Weise von der Welt in den Bannkreis der kniffligsten Geschlechtsfragen geführt. Man merks kaum, man meint sich lediglich zu amüsieren, da ist man schon mitten darin. Bequem und vergnüglich duselt man so in die Welt der Uebergeschnaptheit und Verrietheit hinein. Man fährt gleichsam Droschke, und die Bilder gaukeln an einem vorüber. Schließlich beugen sich die Fragen einem über den Wagenschlag, hopfen wohl gar mit mißtonendem Getöse tufelschnell durch den Fond hindurch. Man beginnt sich zu gruseln — da ist der Spuk auch schon zeronnen. — Nun, so ein Buch lässt man sich ein einzelnes Mal wohl schon gefallen. Es sticht so drollig ab von allem, was man sonst zu lesen kriegt. Aber hoffentlich macht es nicht Schule, und die Nachfolger, die noch zu erwarten sind, bewegen sich etwas manierlicher einher. Im übrigen hat ja Meier-Graefe recht: die Keuschheit ist wirklich nicht bloß eine Tugendseite. Und es mag auch wohl dem dichtenden Psychologen geziemen, die Fackel einmal in dieses mythische Dunkel zu halten. In seinem ersten Buche schildert Meier-Graefe die Keuschheit als Ausgebranntheit — es treffen sich zwei, die das Leben so gründlich „kennen“, dass ihnen bloß die Enthaltensamkeit noch neue Freuden verspricht. Diesmal erblickt die Keuschheit auf dem Boden der Temperamentlosigkeit und Blasiertheit und einer sehr bewußten, höchst exklusiven aristokratischen Cultur. Die Erotik besteht für den Prinzen gleichsam nur als Wissensstoff und als Gegenstand für künstlerische Reproduction. Erst ganz spät kommt einmal — er ist schon fünfzig alt — eine Wallung über ihn, mit einem ganzen phantastischen Hexensabbath im Gefolge. Er schießt davor in die Einsamkeit und ergibt sich der Graphomanie. Ob die ihn heilt, oder ob sie ihn gänzlich zerrütet, ist nicht recht ersichtlich. Das Buch schließt dunkel und mysteriös. Möglichstweise ist das gerade silvoll.

F. S. S.

Revue der Revuen.

„Deutsche Revue“ enthielt im December einen bisher noch nicht veröffentlichten Briefwechsel Friedrich Hebbels mit Karl von Holtei, dem gerade jetzt aus Anlaß der hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages neu gefeierten Dichter der „Vagabunden“. Ueber dieses Werk äußert sich Hebbel: In Ihrem Roman ist die Mischung der rührendsten idyllischen Elemente mit den Tollheiten und Bizarrerien der abenteuerlichen Welt, wovon er den Namen trägt, höchst eigenthümlich und erquickend, so dass ich für Einen Band die ganze Bibliothek der Fanny Lenah und ihrer „socialen“ Geschwister hingebe. — Januarheft: In einem Aufsätze über „Gespens in der Kunst und in der Wissenschaft“ schreibt Professor Moriz Benedikt u. a.: Der Paralytiker im Beginne hat nicht die Gedankenleere, wie sie Ibsen seinen Helden andichtet, sondern eine Unruhe im Denken und Schaffen, die meist jede fertige Production unmöglich macht. Interessant war mir die Beobachtung M. a. r. t. s. auf der Höhe seines geistigen Verfalls. — In demselben Heft sind V. r. i. e. f. e. B. e. e. t. h. o. v. e. n. s. — aus Otto Jahns handschriftlichem Beethoven-Nachlass — zum ersten Male abgedruckt. Dieselben sind zum Theile an den kaiserlichen Hof-Secretär M. v. Zmeskal gerichtet, der von 1809—1815 mit Beethoven durch innige Freundschaft verbunden war, zum größeren Theil aber an Frau Nanette Streicher, die Gattin des bekannten Jugendfreundes Schillers, Müllers und späteren Wiener Clavierfabrikanten. Diese Briefe beziehen sich durchwegs auf kleinlich häusliche Verhältnisse und sind reich an absichtlichem und unabsichtlichem Humor: so z. B. wenn Beethoven sich wegen eines renitenten Bedienten umständlich und eingehend juristischen Rath holt.

„Deutsche Kunst und Decoration.“ Im Jännerheft schreibt Verlepsh über Fritz Erler, einen durch seine Erfolge in Münchener Ausstellungen bekannten, jungen Maler. Seine Studienjahre verbrachte er in Breslau. Interessantes erfahren wir über seinen dortigen, nunmehr verstorbenen Lehrer, Professor Bräuer. Erler selbst schrieb einmal, „dass die ganze Bewe-